Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 84 (2004)
Heft: 7-8

Buchbesprechung: Sachbuch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sachbuch

Philippe Simonnot
L'erreur économique
Éditions Denoël, Paris 2004

besprochen von ***Edgar Gärtner***

Wo findet man heute noch einen Ökonomen, der die Irrtümer seiner Zunft bis auf Plato und Aristoteles zurückführen kann, weil er die griechischen Philosophen im Original kennt? Antwort: In Paris! Dort publiziert der ungeheuer belesene Wirtschaftsjournalist und Ökonomieprofessor Philippe Simonnot seit den 70er Jahren beinahe jedes Jahr ein schlaues Buch über das schwierige Verhältnis zwischen Wirtschaft und Politik. Der Titel seines neuesten Werkes spielt bewusst auf den 1996 erschienen Bestseller «L'horreur économique» («Der Terror der Ökonomie», Wien 1997) der Kunstkritikerin Vivienne Forrester an. Doch bei dieser ebenso romantischen wie (leider) populären Kritik der Ökonomie aus der Milchmädchenperspektive hält sich Simonnot nicht auf. Er will erklären, warum Ökonomen irren, wenn sie Physiker spielen. Dabei unterscheidet Simonnot zwischen unvermeidlichen Irrtümern, die auf den grundsätzlich beschränkten Durchblick der Menschen zurückgehen, und Irrtümern beziehungsweise bewussten Täuschungen wider besseres Wissen. Den Ursprung der meisten wirtschaftlichen Irrtümer sieht Simonnot in der Verwechslung der Ökonomie mit einer exakten Naturwissenschaft.

Statt mit vermeintlichen Naturgesetzen, aus denen sich Prognosen ableiten lassen, sollte sich die Ökonomie mit mehr oder weniger rationalen Entscheidungen menschlicher Individuen beschäftigen, fordert Simonnot. Damit bekennt er sich eindeutig zum methodologischen Individualismus der österreichischen Schule der Nationalökonomie, die auch bei menschlichen Wahlhandlungen Gesetzmässigkeiten feststellt. Aussagen wie «Eine wachsende Geldmenge führt zur Preissteigerung» sind zwar weder beweisbar noch widerlegbar. Und doch liegt ihr Wahrheitsgehalt auf der Hand. Es widerspräche dem gesunden Menschenverstand, die Zusammenhänge zwischen Angebot und Nachfrage leugnen zu wollen.

Doch leider täuscht sich auch der gesunde Menschenverstand mitunter, weil er, wie Simonnot nachweist, mit Viren (*Memen*) infiziert ist, die ihm schon Platon und Aristoteles eingeimpft haben. Dazu gehört zum Beispiel die Unterscheidung zwischen natürlichen und künstlichen Bedürfnissen, die Abwertung des Handels und der Kaufleute als «unproduktiv», oder die scheinbar logische Annahme, Gewinne der einen seien nur auf Kosten anderer erzielbar und schliesslich die scheinbar einleuchtende Forderung, das Glücksstreben einzelner müsse sich dem «Gemeinwohl» unterordnen. Vor allem über den heiligen Thomas von Aquin seien diese Viren in das europäische Denken gelangt. Simonnot zögert nicht, Adam Smith vom Sockel zu stossen, indem er *erstens* nachweist, dass dieser nichts Neues entdeckt hat und dass nicht die Ökonomie und damit der allseits gefeierte «Reichtum der Nationen» im Brennpunkt der theoretischen Interessen des schottischen Professors stand, sondern Moral und Ästhetik. *Zweitens* habe Smith mit seiner auf der Verwechslung von Ökonomie und Physik beruhenden Arbeitswertlehre dem etatistischen, planwirtschaftlichen Denken des Marxismus Tür und Tor geöffnet und damit einen Zeitverlust von mindestens einem Jahrhundert auf dem Wege zur (Wieder-)Entdeckung der subjektiven Wertlehre verursacht. Nur diese macht begreiflich, wie bei einem guten Geschäft beide Seiten zu Gewinnern werden.

«Der Mann, der die ökonomische Wissenschaft entgleisen liess», überschreibt Simonnot das Kapitel über Smith. Nicht dieser, sondern Bernard Mandeville sei der Erfinder der Smith in Lehrbüchern noch immer zugeschriebenen Formel von der «unsichtbaren Hand» des Marktes. Statt dessen, so Simonnot, bekomme man bei der Lektüre des «Reichtums der Nationen» eher das Gefühl, Smith halte Ausschau nach der sichtbaren Hand eines weisen Fürsten, dem er sich als Berater andienen könne. Das sei wohl der Grund dafür, vermutet er, dass die meisten Volkswirtschafter in Adam Smith den Gründervater ihrer Disziplin sehen: er hat ihnen die Pforten des Staatsapparats geöffnet. Tatsächlich verdienen sich dort bis heute die meisten Volkswirtschafter ihren Lebensunterhalt, indem sie, so Simonnot, Irrtümer und Täuschungen am laufenden Band produzieren. Am Beispiel der Theorie der vollkommenen Konkurrenz von Léon Walras, die in Frankreich und bei der EU-Kommission in Brüssel noch immer Adepten hat, zeigt Simonnot auf, wie die Beschäftigung mit solchen Konstrukten dazu führt,

dass die neoklassische Schule der Ökonomie am Ende sogar die zentrale Funktion des Unternehmers und des Profits als Prämie für das Risiko wegdefiniert, das jener in einer offenen, unberechenbaren Welt eingeht.

Das Bild von einer geschlossenen und grundsätzlich berechenbaren Welt liegt auch den Kassandra-Rufen des «Club of Rome» zu Beginn der 70er Jahre zugrunde, mit denen sich Simonnot auch in seinem neuen Buch noch einmal grundsätzlich auseinandersetzt. Es geht dabei nicht nur um die heute lächerlich erscheinenden Prognosen der Nutzungsdauer mineralischer Rohstoffvorkommen wie Quecksilber, Zinn, Rohöl, Kupfer und Aluminium, die inzwischen vollständig aufgebraucht sein müssten. Vielmehr erinnert der französische Publizist daran, dass der damals amtierende Präsident der EU-Kommission, der niederländische Sozialist Sicco Mansholt, diese Warnungen sofort zum Anlass nahm, eine europäische Zentralplanung mit drakonischen Rationierungen zu fordern. Gleichzeitig fanden die im Opec-Kartell zusammengeschlossenen Ölscheichs in den «Grenzen des Wachstums» eine Rechtfertigung für die von ihnen erpresste Vervierfachung des Rohölpreises. Die Opec verkaufte diese nicht nur als weitsichtige Massnahme zur Schonung der begrenzten Ressourcen der Erde, sondern sogar als Schritt zum Aufbau einer «neuen ökonomischen Weltordnung» im Interesse der Armen der Welt. In Wirklichkeit wurden diese durch die Ölpreisexplosion ins Elend gestürzt. (Simonnot, der schon damals nicht nur die Doppelzüngigkeit der Opec, sondern auch den Opportunismus der europäischen Regierungen anprangerte, verlor seine Stelle als Wirtschaftsredaktor der Tageszeitung «Le Monde».)

Inzwischen hat sich dieser Nebel zwar gelichtet, aber das Argument der Ressourcenschonung für künftige Generationen hat sich in der öffentlichen Meinung gehalten. Doch gebe es bei einer prinzipiell substituier-, teil- und privatisierbaren Ressource wie Erdöl keinen vernünftigen Grund, auf künftige Generationen besondere Rücksicht zu nehmen, betont Simonnot. Die Tatsache, dass die privaten Ölkonzerne den Ölpreis vor der Verstaatlichung der Ölquellen in den Opec-Ländern niedrig gehalten haben, zeige, dass diese ihre Macht nicht gegen die Verbraucher ausspielen konnten. Vielmehr profitierten gerade die Armen von der zwischen den «sieben Schwestern» fortbestehenden Konkurrenz. In der aktuellen Behandlung der Ölfrage durch Politik und Medien sieht der erfahrene Wirtschaftspublizist hingegen denselben Fehler, der dem Engländer Stanley Jevons 1865 bei der Behandlung der «Coal Question» unterlaufen ist. Hätte es damals eine Kohle-Opec gegeben, wäre das Wirtschaftswachstum in Europa wahrscheinlich so weit zurückgeblieben, dass man hier das Öl noch heute nur für Lampen brauchte, vermutet Simonnot. Während Vivienne Forresters Pamphlet gegen den Kapitalismus seit 1997 in deutscher Übersetzung vorliegt, wartet man bisher vergeblich auf eine Übersetzung von Philippe Simonnots entlarvender Kritik an den Irrtümern der Ökonomie, die im deutschen Sprachbereich im besten Sinn aufklärend wirken könnte. ■

Edgar Gärtner *ist freier Wissenschaftsjournalist in Frankfurt am Main.*

Frank Schirrmacher

Das Methusalem-Komplott

Karl Blessing, München 2004

---

besprochen von ***Gunnar Sohn***

Frank Schirrmacher, einer der Herausgeber der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung», hält die «Vergreisung» unserer Gesellschaft für das zentrale Problem der Zukunft. In Deutschland wurden im Jahr 2003 nur 715 000 Kinder geboren. Das sind anderthalb Prozent weniger als im Vorjahr, etwa 100 000 weniger als vor 30 Jahren und so wenig wie noch nie in der Geschichte der Bundesrepublik. Im Jahr 2050 werden über die Hälfte der Deutschen über 51 Jahre alt sein (heute sind es 40 Prozent). Viele der heute in Deutschland geborenen Kinder haben gute Chancen, 80 oder 90 Jahre alt zu werden. Zur Bestanderhaltung einer Generation müssen durchschnittlich 2,1 Kinder pro Frau geboren werden statt der jetzigen 1,4. Auch Schirrmacher hat kein Patentrezept. Er empfiehlt aber einen anderen Umgang mit dem Alter und mit dem Altern. Er beklagt einen «Altersrassismus», der die Senioren beispielsweise in der Werbung nur als Werbeträger für Blasentees und Haftcrèmes für Gebisse gelten lässt. Doch mit positiven Selbst- und Fremdbildern ist es nicht getan.

Die wirtschaftliche Wirklichkeit spricht eine andere Sprache. Jedes zweite Unternehmen in Deutschland beschäftigt keine Arbeitnehmer über 50 Jahre. Es gibt allerdings positive Signale aus dem Mittelstand. Udo Nadolski, Geschäftsführer des Düsseldorfer Beratungsunternehmens Harvey Nash hält die Verbannung der Älteren aus dem Arbeitsprozess nicht nur für einen gesellschaftlichen Skandal mit verheerenden psychologischen Folgen, er findet es auch wirtschaftspolitisch verhängnisvoll, wenn Leute über 50 einfach zum alten Eisen geworfen werden. Nadolski schätzt an älteren Arbeitnehmern insbesondere ihre Erfahrungen, Kenntnisse und die Verbundenheit mit einem Unternehmen. *«Besonders vor dem Hintergrund des anstehenden*

demographischen Wandels muss ein gesellschaftliches Umdenken erfolgen», so die Einschätzung des Düsseldorfer Unternehmens, das bewusst auf das Prinzip «Seniorität» setzt: die neuen Mitarbeiter, die das Unternehmen vermittelt, sind 57, 58 oder 63 Jahre alt. Angesichts der demographischen Herausforderungen sei es eine Verschwendung, auf älteres «Humankapital» (Ausdruck des US-Nobelpreisträgers für Wirtschaftswissenschaften Gary Becker) zu verzichten. ■

Gunnar Sohn, *geboren 1961, arbeitet als freier Wirtschaftsjournalist in Bonn.*

Anton Krättli

Momentan nicht im Gespräch: Kritik und Vermittlung

Eigenverlag, ISBN-Nr. 3-033-00031-2

---

besprochen von ***Michael Wirth***

Eine Frage, die Autorinnen und Autoren häufig gestellt wird, lautet: Warum schreiben Sie? Gleich in den ersten Zeilen eines Sammelbandes, der seine Kritiken und Essays aus rund über 30 Jahren vereint, wundert sich Anton Krättli, warum man mit dieser Frage niemals Kritiker konfrontiert. Was drängt Kritiker eigentlich dazu, über einen Roman, eine Novelle oder Gedichte ihr Urteil abzugeben? Der Wunsch nach Selbstdarstellung? Die Frustration, nicht selbst zu schreiben oder die Freude über ein Leseerlebnis?

Letzteres trifft wohl auf Anton Krättli zu. Der vielfach ausgezeichnete Kritiker, der von 1965 bis 1993 Kulturredaktor der «Schweizer Monatshefte» war, in der NZZ und der «Aargauer Zeitung» schrieb und heute noch Jurymitglied von namhaften Literaturpreisen im deutschsprachigen Raum ist, verstand sich stets auch als Vermittler, eine im heutigen Literaturbetrieb kaum noch anzutreffende Species. Seine Maxime war nicht Daumen hoch oder runter, und dennoch liess er seine Leser wissen, ob er ein Buch für gelungen oder misslungen hielt. Auch dem Autor eines schlechten Buches versagte er nie den Respekt – oder er besprach es einfach nicht. Nicht nur darin orientierte sich Krättli am 1965 verstorbenen grossen Schweizer Literaturkritiker Max Rychner, für den ein Buch immer ein Teil des Menschen blieb, der es geschrieben hatte; allein schon aus diesem Grunde habe niemand das Recht *«darauf zu schlagen»*, wie Rychner bei Gelegenheit formulierte.

Krättlis Rückblick auf 30 Jahre eigener Arbeit trägt den euphemistischen Titel «Momentan nicht im Gespräch – Kritik und Vermittlung», als sähe er die Möglichkeit, dass das Rad noch einmal zurückgedreht werden könnte. Tatsächlich ist heute die Frage berechtigter denn je, ob die Literatur seit dem Mauerfall in ihrer Beschränkung auf die Darstellung von Ich-Befindlichkeiten überhaupt noch der Vermittlung bedarf. Krättli spürte stets dem Objektivierbaren nach, dem in Kollektive eingebundenen Individuum mithin, das sich wehrt, in Frage stellt, kämpft und revidiert. Dazu bedurfte es der Klärung von Zusammenhängen und Kontexten, die Fähigkeit, Assoziationen herzustellen, kurz: eines Verständnisses der Literatur auch als Vermittlung dessen, was zur Bildung beiträgt. War es da nicht normal, dass Krättli dem hochgebildeten Hermann Burger nahe stand, ihm so manche Seite in den «Schweizer Monatsheften» zur Verfügung stellte und den Schlossherrn aus dem Aargau recht eigentlich entdeckte? Als einer der ersten Schweizer Kritiker bedauert Krättli Max Frischs «Resignation» sein Land betreffend und erkennt Parallelen zur Sonderfall-Rhetorik bei Meinrad Inglin. Kurios: ausgerechnet für diesen patriotischen Schweizer Schriftsteller ist sein Land nur deshalb ein Sonderfall, weil jedes Land einer ist. Nicht zufällig gilt Krättlis Interesse denn immer auch den Zeitwenden, den grossen wie den kleinen. In Kurt Drawerts Werk etwa arbeitet Krättli, gleichsam gegen den *Mainstream* des bundesdeutschen Feuilletons, jene bürgerlichen Gefühlslagen im zweiten deutschen Staat heraus, die 1989 ihren Beitrag zum Zusammenbruch des Systems leisten. Nicht weniger interessiert ihn Thomas Bernhards Leiden an eben dieser Bürgerlichkeit. Krättli vergleicht und findet, etwa im Rückgriff auf Goethe, Hermann Hesse oder Gerhard Meier die historischen Nuancen in den Begriffen, die uns heute umtreiben. Erst wenn der Text Krättli diese Form der Analyse versagt, beginnt bei dem Kritiker das Misstrauen einem Werk gegenüber zu wachsen, demjenigen Hermann Kants etwa, in dem er immer den willigen Vollstrecker offizieller DDR-Kulturpolitk sieht. Der Autorin Christa Wolf freilich bleibt Krättli bis heute mit fairen Kommentaren verbunden. Den Stab über sie zu brechen, wie dies in der Bundesrepublik so schnell getan wurde, ist seine Sache nie gewesen.

Wer «Momentan nicht im Gespräch» liesst, spürt noch etwas vom Geist der Zürcher Kritikerschule aus den fünfziger und sechziger Jahren um Max Rychner und Emil Staiger und erkennt, was die Kritik im deutschsprachigen Raum ihr zu verdanken hat: die Vorstellung, Kritik als Berufung zu verstehen, als Vermittlung eher der Nöte und Träume menschlicher Existenz, denn als reisserisches Urteil. ■

Das Buch kann bei Rolf Krättli, Untere Wanne 26A, 5708 Birrwil, Tel. 062 772 15 51, FAX 062 772 25 16 oder über info@schweizermonatshefte.ch bestellt werden.

Michael Wirth *war von 1994 bis 2002 Herausgeber und Redaktor der «Schweizer Monatshefte».*